

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Weltbegebenheiten.

Wis Anfang Juni 1931.



Diesmal fällt es dem Hintenden schwer. Er denkt an ein Sprüchlein, das schon unsere Väter gebraucht haben. Das heißt: „Wer über gewisse Dinge den Humor nicht verliert, hat

überhaupt keinen zu verlieren!“ Und das arme Deutschland sieht wahrhaftig so aus, daß jedem der Humor ausgeht, der sein Heimatland lieb hat.

Die alten Griechen haben von einem Seefahrer erzählt, dem Helden Odysseus. Der ist auf einer abenteuerlichen Fahrt durch das Weltmeer einmal an eine Stelle gekommen, an der zwei furchtbare Seeungeheuer ihn bedroht haben. Auf der rechten Seite der Meerenge, durch die sein Schiff hat fahren müssen, ist ein Seedrache gewesen, der hat aus einer Felshöhle herausgeschaut. Er hat einen Rachen gehabt, in dem man drei Reihen Zähne hintereinander gesehen hat. Und wenn ein Schiff an ihm vorbeigefahren ist, hat er sein greuliches Haupt aus der Felskluft herausgereckt und von dem fahrenden Schiff sich so ein Duzend Menschen geraubt, die er dann verschlang. Wollte aber das Schiff an diesem Ungetüm vorbeikommen mit einem weiten Ausbiegen, dann ist es in die Gewalt eines noch fürchterlicheren Feindes geraten. Der hat Charybdis geheißt. Die Charybdis hat dreimal im Tag das Meer eingeschlürft und wieder ausgespöen. Wehe dem Schiff, das in seine Nähe kam! Es wurde mit Mann und Maus aufgesogen und verschwand in dem Bauch der Charybdis auf Nimmerwiedersehen!

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim!
(In die Scylla fällt, wer die Charybdis vermeiden will),

hat darum ein römischer Dichter gesungen. Und er hat sagen wollen: So sieht's im Leben manchmal aus. Wer einer Gefahr ausweichen will, fällt in die andere hinein. Es ist wohl diesem Dichter im Lauf seines Lebens nicht

allzu lieblich gegangen. Und als der Hintende auf der Schulbank als Büblein saß, hat er gedacht: „Du fängst's schlauer an, du weichst den beiden Ungeheuern aus. Dich soll keines fressen!“

Aber heut? Nun sieht der Hintende sein Schiff „Deutschland“ durch jene grauenvolle Meerenge fahren. Und rechts droht die Scylla, die heißt „Entente“ oder schön deutsch „Feindbund“, und sie hat nicht bloß einen Kopf, sondern mindestens sechs, und das weitest aufgerissene Maul sitzt in dem Kopf, der die französische Freiheitstappe aufhat. Der geneigte Leser weiß ja schon lang, daß diese französische Freiheitstappe sagen will: Freiheit für Frankreich, für die anderen aber die Knechtschaft. Vor allem für Deutschland. Und die Scylla frißt die geraubten Milliarden, wie ein Dohse ein Schober Heu frißt. Der Steuermann auf dem „Deutschland“-Schiff — mag er heißen, wie er will — möchte wohl der Scylla ausweichen, aber dann kommt die Charybdis; die frißt gleich das ganze Schiff. Die wohnt



Das Schiff „Deutschland“ steuert zwischen der Scylla „Feindbund“ und der Charybdis „Sowjet-Rußland“ hindurch.

in Rußland und hat einen Stern im Wappen. Wahrscheinlich, weil sie sagen will: „Bei mir ist immer Nacht!“ Und in diese Finsternis ihrer ewigen Nacht hinein möchte sie das gute Schiff „Deutschland“ hineinsaugen. Dann wirkt

lich „Gut Nacht, Deutschland“ in des Wortes trügigster Bedeutung.

Das Herz kann einem schon wackeln bei diesem Anblick, und das tapfere Wörtlein unseres Bismard „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“ kommt dem Sinkenden bald vor wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Ja, damals!

Wie man mit uns Deutschen umspringen darf, hat sich bei der ersten großen Völkerverzweigung gezeigt, von der der Sinkende erzählen muß. Er muß beinahe nur von Völkerverzweigungen erzählen. Und das wäre trostlos langweilig, wenn es nicht so trostlos traurig wäre. Da kommen die Völker in Genf zusammen, und ihre Vertreter machen sich wichtig, als ob sie der Herrgott selber wären und „Weltgeschichte machten“. Dabei tun sie nichts als reden, reden, und noch einmal reden. Die Völker können sie dafür bezahlen, daß sie lauter leeres Stroh dreschen mit ihren Reden. Nur eines können sie: Deutschland hinunterbrennen! Das besorgen sie allemal ganz ausgezeichnet. Natürlich unter den höflichsten Formen. Wenn man sie reden hört, dann sagt jeder von sich: „Dies Kind, kein Engel ist so rein!“ Aber in Wahrheit legen sie an die Kette, mit der sie Deutschland angebunden haben, allemal noch ein Hängeschloß mehr. Damit der Michel ja kuschelt und brav weiter bezahlt! Und so sind die hohen Herrschaften im September 1930 wieder in Genf beieinander gewesen. Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß der französische Außenminister Briand einen feinen Plan ausgeheckt hatte, den er „Paneuropa“ nannte. Alle europäischen Völker sollten sich zu einem großen Freundschaftsbund zusammenschließen, natürlich unter Frankreichs Führung. Es war ein Lied, wie es einst der Rattenfänger von Hameln auf seiner Pfeife geblasen hat. Aber nur Ratten, unvernünftige Tiere, und Kinder können auf solch ein Lied hin anfangen zu tanzen und dem Rattenfänger zu folgen — in den Untergang! Nun sollte dieser Plan in Genf verhandelt werden. Und siehe da! Der englische Außenminister Henderson hielt eine Rede, die dem Herrn Briand gar nicht lieblich in die Ohren klang. Wenn man ein einiges, freies und frohes Europa haben wolle, dann müßte es zuerst „Waffen nieder“ heißen. Seeabrüstung, Abrüstung der Land- und Luftstreitkräfte! Da sollte der Franzose einmal zeigen, ob es ihm ernst sei mit seinem Paneuropa! Natürlich hat der deutsche Außenminister Curtius kräftiglich in dies Horn geblasen. Aber die Antwort blieb aus. Herr Briand konnte nicht sagen, was er dachte: „Halt, so hab ich's nicht gemeint!“ Drum schwieg er lieber — und das

Bild von dem schönen „Paneuropa“ ist verschwunden wie eine Fata Morgana in der Wüste. Dann hat man allerhand Geistes über die „Minderheitenfrage“ gesprochen. Das heißt über die Rechte, die man den armen Volksteilen einräumen müsse, die in anderen Ländern in der Minderheit leben müssen. Aber die Hauptsache, daß man die Deutschen, die beinahe überall in Europa als „Minderheiten“ leben, schütze gegen die brutalen Gewalttätigkeiten, die sie unter den Polen, Tschechen, Ita-



Der Außenminister Briand ließ wie alljährlich seine Garde aufmarschieren, die ihre Täfelchen mit der Aufschrift: „später, später“ trugen.

lieniern, Russen erleiden müssen, ist wie immer — „vergessen“ worden. Und wie die Tagung zu Ende ging und die Deutschen verlangten, daß die allgemeine Abrüstungskonferenz möglichst bald zusammentreten solle, haben die Herrschaften nicht einmal das genehmigt. Nicht einmal der Engländer hat dem Deutschen beigestanden. Es war wie seit Jahren: der Franzose ließ seine Heerscharen paradieren, die auf ihren Täfelchen das Wörtlein „später“ tragen. „Später — Später“ — damit muß Deutschland zufrieden sein! Genau so ist es gegangen zwei Monate drauf, als der „vorbereitende“ Abrüstungsausschuß zusammenkam. Das ist der Ausschuß, der immer etwas vobereitet, ohne daß irgend ein Mensch draus flug wird, was das ist, was er „vorbereitet“. Der Russe Litwino war der einzige, der ein schneidiges Wort redete. Er pfeife auf die ganze Konferenz, wenn sie nicht Ernst mache und die ge-

ganze Rüstung mindestens um die Hälfte herabsetze. Als die Deutschen durch den Grafen Bernstorff die alte Forderung aufstellten, in die Zahl der Streitkräfte seien auch die militärisch ausgebildeten Reservisten einzurechnen — was doch eigentlich selbstverständlich ist! — hat man ebenso die Achseln gezuckt wie gleich drauf, als Bernstorff verlangte, die einzelnen Völker sollten einmal aufzählen, was sie an Kriegsmaterial und Truppen besäßen. Herrjemine, wie haben die Herren geschrien! Das ginge Deutschland gar nichts an. Davon solle es gefällig die Finger lassen. Man wolle höchstens angeben, wieviel Geld man für das Heer ausgeben im Jahr. Zum Lachen! Als ob die Staaten pünktlich in ihre Voranschläge hineinschrieben, was sie für die Rüstung ausgeben! Das schreibt man ganz wo anders hin, nur nicht in den Voranschlag. Das ist „Staatsgeheimnis“. Ja, es ist noch besser gekommen: der Franzose Massigli hat einen wunderbarlich verschönkelten Antrag gestellt, dessen kurzer Sinn darauf hinaus lief: Deutschland hat abgerüstet und damit basta! Was die anderen

trüge“ redeten. Jetzt war der Versailles Vertrag auch nur „ein Fekzen Papier“. Und der französische Min.st.rpräsident Lardieu sagte ein paar Tage drauf: Deutschland habe sich im Vertrag von Versailles verpflichten müssen, abzurüsten. Frankreich aber habe nur in Aussicht gestellt, abzurüsten, wenn es ihm so passe. Der Sieger habe nun einmal das Recht auf seiner Seite. Der Besiegte solle sein demütig bleiben und den Mund halten, sonst bekomme er eins drauf. Was hat's viel geholfen, daß in Genf der Graf Bernstorff Anträge über Anträge stellte? Es hieß allemal: abgelehnt! Der Deutsche muß sich kuscheln. Damit basta!

Kurz nachher hat es einen Streit gegeben mit dem französischen Bundesgenossen Polen. Dort waren politische Wahlen gewesen, und man hatte die Deutschen in der brutalsten Weise an der Ausübung ihres Wahlrechts gehindert. Deutsche, die schon seit 8 Jahren als polnische Staatsangehörige anstandslos hatten wählen dürfen, wurden aus den Listen gestrichen. In Oberschlesien hatte sich ein „schlesischer Aufständischen-Verband“ gebildet, dessen Ehrenvorsitzender der Wojwode von Schlesien war. Die Herrschaften mißhandelten deutsche Wähler in der gemeinsten Weise. Die polnische Polizei tat, als ob sie nichts sähe. Und wenn sie doch etwas sah, lachte sie! Die Franzosen aber sprangen gleich, als die deutsche Regierung eine Beschwerdeschrift an den Völkerbund richtete, den polnischen Freunden bei und brachten es fertig, zu sagen: Die Polen behandelten die deutschen Minderheiten viel besser als die Deutschen die polnischen Minderheiten! Es ist halt immer noch so: je frecher einer lügt, um so mehr findet er Glauben in der Welt. Die leidigen Händel sind dann auch vor den Völkerbund gekommen. Aber der hat weder gehauen noch gestochen. Mit ein paar lendenlahmen Redensarten hat man die Polen ein wenig geduckt. Dann sind sie nur um so trahbürstiger geworden. Und als der polnische Staatspräsident ein halbes Jahr später Orden austeilte, hat der schlesische Wojwode gleich zu allererst einen der höchsten Bündel ins Knopfloch bekommen. Das war die „Zurechtweisung“, die nach der Meinung des Völkerbundes die Polen ihren Gewalttätern angeidehen lassen sollten!



Der Friedensengel Briand stand vor dem „Gasthof zum europäischen Frieden“ und winkte mit der Friedenspalme.

Staaten machen, ist ihre Sache. Da hinein hat niemand zu reden. Also der Versailles Vertrag, der ausdrücklich besagte, daß Deutschland mit der Abrüstung anfangen, aber die anderen Völker nachfolgen sollten, galt mit einem Mal nichts mehr. Sonst haben die Franzosen das Maul bis hinter die Ohren aufgerissen, wenn sie von der „Heiligkeit der Ver-

Troßdem hat der Franzose nach wie vor seinen Außenminister Briand den „Hort des Weltfriedens“ zu nennen gewagt. Ein wunderschöner Friedensengel! Er ist so etwas wie ein Aushängeschild des Friedens. Vor dem Weltgasthof „zur Völkereinigtheit“ steht er in dem weißen Gewand seiner Unschuld und suchte den Vorübergehenden mit der

Friedenspalme unter die Nase. Und der Michel steht mit entzückten Augen und mit demütig gefalteten Händen anbetend vor der himmlischen Gloria dieses Engels. Aber wer hinter die Vorhänge des Gasthauses zu gucken vermag, der sieht dort drinnen die französischen Generalstäbler sitzen hinter ihren Karten, auf denen sie den nächsten Feldzug nach Deutschland beraten. Wenn der Friedensengel da draußen seine tönenden Reden hält, drehen sie ihm eine lange Nase. Sie wissen, daß es ein gut Ding ist, wenn „einer das Gesicht wahr“, und die Welt glaubt's ja, daß Frankreich nichts anderes will, als Gerechtigkeit, Friede und Gesittung in die Völkerwelt zu tragen.

In Deutschland ist derweilen ein anderer Wind gekommen. Es war Zeit. Denn unserem armen Volk ist es beinahe an den Kragen gegangen. Die beiden Grundfesten aller gesunden Entwicklung haben bedenklich angefangen zu wackeln: Die Landwirtschaft und die Industrie. Die Bauern, die Großbauern und die Kleinbauern, haben nicht mehr gewußt, wo ihnen der Kopf steht. Aus all ihrer Riesenarbeit, die sie jahraus jahrein leisten müssen, ist kein Gewinn mehr herausgekommen. Das hing zum großen Teil damit zusammen, daß in den Ländern über See die Erzeugung der landwirtschaftlichen Gewächse riesenhaft angeschwollen ist. Die Vereinigten Staaten haben in den letzten Jahren nicht weniger als 16 Millionen Hektar neu in Betrieb genommen. Das ist anderthalbmal so viel als die ganze deutsche Getreidefläche. Dort wird mit Maschinen ganz im großen gearbeitet, so daß man geradezu von „Getreidefabriken“ reden kann. Und so kommt es, daß der Weltgetreidepreis fortwährend im Rückgang ist. Weizen ist in unendlichen Massen eingeführt worden. Dazu sind die ausländischen Futtermittel gekommen, die so billig sind, daß es sich nicht mehr lohnte, Roggen zu verfüttern. Der Roggenanbau ist mehr und mehr zurückgegangen. Die Deutschen wollten das feine Weizenbrot lieber essen als das herbere Roggenbrot, und so hat man den Roggen auch nicht an die Bäckereien losgetriegt. Der Minister Dietrich hat in das deutsche Volk gerufen: „Eßt Roggenbrot!“ Man hat Gesetze gegeben, die das Beimischen von Roggenmehl ins Brotmehl verlangt haben. Manche Landwirte haben gemeint, die Deutschen sollten sich mehr auf die „landwirtschaftliche Veredelungswirtschaft“ verlassen. Sie sollten Bieh, Milch, Eier, Geflügel verkaufen. Aber dann haben die anderen Landwirte mit Recht gesagt: „Was wird aus Deutschland, wenn es den Getreidebau vernachlässigt? Es wird ein weites

Weideland werden. Die Leute, die man jetzt noch in der Landwirtschaft beschäftigt, werden dann überflüssig und wandern in die Industrie ab. Schließlich, was wird unser Schicksal sein, wenn wieder ein Krieg kommt und man uns die Nahrungszufuhr sperrt? Dann sind wir in ein paar Monaten verhungert! Auf der Landwirtschaft liegt die ganze Not der deutschen Armut. Das bare Geld ist in der Inflationszeit verloren gegangen. Steuern muß der Landwirt zahlen, daß ihm die Augen übergehen. Täglich steht mit ihm die Frage auf: „Woher soll ich das Geld nehmen, um meinen Betrieb aufrecht zu erhalten?“ Täglich geht mit ihm die Sorge schlafen: „Wie lang noch kann ich's aushalten?“

Aber um kein Haar besser siehts in der Industrie aus. Die Zahl der Fabriken, die nur mit halber Kraft arbeiten können, ist ins Ungeheuere gestiegen. Es fehlen die Aufträge des Auslands. Rußland ist so gut wie kein Käufer mehr. Nur noch Maschinen braucht dieses Riesenreich. Indien kauft schon lang nichts mehr im Abendland. China ist durch seine ewigen Kriege außerstand zu kaufen. Japan hat seine Industrie so weit ausgebaut, daß es Europa nicht mehr braucht. Die Südamerikaner wollen auch nicht mehr viel von den europäischen Waren wissen. Während des Weltkrieges haben alle diese Länder ihre eigenen Fabriken gebaut. Die Europäer schlugen sich die Schädel ein — und ihre früheren Kunden haben derweilen sich selbstständig gemacht. Es ist zwar den Deutschen gelungen, mehr Waren auszuführen als einzuführen. Aber das ist daher gekommen, daß man in Deutschland nichts mehr kaufen kann, was vom Ausland kommt. Die deutsche Armut ist zu groß! So ist denn die Zahl der Arbeitslosen ins ganz Ungeheuere gewachsen. Nahezu fünf Millionen von Menschen müssen die Hände in den Schoß legen. Das hat freilich auch noch andere Gründe. Wir Europäer haben von den Amerikanern die sogenannte „Rationalisierung der Betriebe“ gelernt. Das heißt: man teilt die Arbeit so ein, daß möglichst viel Arbeitskraft aus dem einzelnen Arbeiter herausgeholt wird. Die Arbeit geht am „laufenden Band“, jeder Arbeiter hat nur ein paar Handgriffe zu tun, die er schließlich mit größter Schnelligkeit ausführt — „wie im Traum“ haben unsere Väter gesagt — und man leistet mit fünfzig Arbeitern dasselbe wie früher mit hundert. Und unsere Erfinder! Jeden Tag eine neue Verbesserung an den Maschinen — und allemal werden Menschenhände überflüssig, weil die eisernen Finger der Maschine das Menschenwerk tun. Und das Ein-

strömen der Frauen in die Arbeitsjale, in die Berufe der Männer — wer will's den Frauen wehren, daß sie ihr täglich Brot verdienen wollen? Sie müssen leben so gut wie die Männer, und Heiraten ist nicht mehr so selbstverständlich wie früher. So ist es denn kein Wunder, daß in dem armen Deutschland die Millionen müßig am Markte stehen und die starken Fäuste in den Schoß legen müssen. Bitterste Not, feiern zu müssen, wo die Kraft nach dem Werkzeug, dem Hammer, dem Meißel, dem Stemmeisen schreit! Und dann die große Frage: Woher nehme ich das Brot für mein Weib und meine Kinder? Den Sinkenden will bedünken, daß ihm das Herz nicht einmal in der schauerlichen Kriegszeit so schwer gewesen ist als heut! Er sieht hinein in viele Häuser, in denen Arbeitslose sitzen. Er sieht ihren abgrundtiefen Jammer. Ihr Klagegeschrei gelst ihm in die Ohren. Er hört, wie sie stöhnen in ihrer hoffnungslosen Verzweiflung. Er weiß, wie langsam ihre Kleider, ihr Schuhwerk verschleißt, und keine Mittel sind da, sich neu auszustatten. Kein Lichtblick will sich auf tun! Ins Ausland gehen? Unmöglich! Dort ist auch Arbeitslosigkeit genug. Jedes Land schließt seine Tür zu. Und vor der verschlossenen Tür stehen die Wächter mit grimmigem Gesicht: Daß nur kein Deutscher hereinkommt! Die Amerikaner haben die Zahl der Einwanderer auf ein ganz Geringes heruntergesetzt. Die Kolonien haben uns die Feinde genommen — wir sind Leute, die man in ein enges Haus zusammengedrückt hat, in dem sie nicht mehr Luft genug zum Atmen haben!

Da hatte die deutsche Regierung die schwersten Aufgaben: Wie helfen wir der notleidenden Landwirtschaft und der notleidenden Industrie und der notleidenden Arbeiterschaft? Eine Arbeit für einen Herkules! Und nicht einmal der wäre damit fertig geworden trotz all seiner Riesenkraft! Zuerst hat man's mit kleineren Mitteln versucht. Der Minister Stegerwald hat gesagt, wir geben zu viel für unsere Krankenversicherung aus. Und man hat das Gesetz gegeben, daß jeder Versicherte, der einen Arzt in Anspruch nimmt, einen Krankenschein für eine halbe Mark lösen muß, damit das allzu leichtfertige Hinrennen zum Arzt wegen jedem „Hafenkäs“ aufhöre, und zu jedem Rezept, das ein Arzt schreibt, muß ein Beitrag von einer halben Mark geleistet werden. Dann werde die Arznei mehr geschätzt werden. Denn was man bezahlen muß, das hält man wert. Was man umsonst kriegt, gilt nichts. Ja, ganz gut! Aber für einen Arbeitslosen bedeutet auch die halbe Mark

für den Arzt und für die Arznei einen wichtigen Posten. Und ob man mit diesen Sparanstren nicht am Ende mehr Verbitte- rung geschaffen hat als Bargeld, weiß der Sinkende nicht. Aber dann hat's geheißt: „Woher nehmen wir die Mittel, all die vielen Arbeitslosen über die schwere Zeit hinwegzubringen?“ Und die Reichsminister haben allerhand Vorschläge ausgesonnen. Vor allem müssen die Gehälter der Beamten gekürzt werden. Dann aber müssen auch die Gemeinden Mittel in die Hand bekommen, um die „ausgesteuerten“ Arbeitslosen, die nichts mehr von der Versicherung bekommen können, in die „Fürsorge“ zu übernehmen. Die Städte und Gemeinden sollten darum das Recht bekommen, auf die Getränke, vor allem auf das Bier, eine Steuer zu legen. Und sie sollten von jedem Einwohner, der über 21 Jahre alt ist, eine „Bürgersteuer“ erheben dürfen, die im Jahr auf den Kopf 6.— Mark betragen sollte. Man sagte in der Regierung: es gibt so viele Leute in den Städten, die gar keine Steuer zahlen, weil ihr Einkommen gering ist. Und die stellen an die Stadtverwaltungen die verschiedenartigsten Anforderungen, ohne zu fragen, woher man das Geld dazu nehme. Diese Leute sollten nun wenigstens eine Kleinigkeit bezahlen, damit sie wüßten, wie's tut, wenn man die eigene Tasche aufmachen muß, so oft in der Stadt irgend etwas Neues eingeführt oder gebaut oder unternommen wird. Als nun all diese Gesetze im Reichstag zur Beratung kamen, sind sie abgelehnt worden. Jetzt entschloß sich der Reichspräsident, von einem Artikel in der Reichsverfassung Gebrauch zu machen, dem Artikel 48, der dem Reichspräsidenten das Recht gibt, in Zeiten, in denen das Staatsganze erheblich gefährdet sei, besondere „Notverordnungen“ zu erlassen, ohne vorher den Reichstag zu fragen. Durch solche zwei Notverordnungen sind dann die abgelehnten Gesetze doch eingeführt worden. Der Reichstag stimmte nun mit einer schwachen Mehrheit dafür, daß diese Notverordnungen aufgehoben würden — und dann wurde er aufgelöst. „Folgst du nicht willig, so brauch ich Gewalt!“ hieß es. Ein Schauspiel des Jammers für den Sinkenden! Wozu hat man eine Volksvertretung, wenn sie in der Stunde der höchsten Not die Regierung im Stich läßt? Als der Reichstag heimgeschickt war, erließ der Reichspräsident neue Notverordnungen: Alle Beamten mußten sich einen Abzug von 2½ % gefallen lassen, den man „Reichshilfe“ nannte. Alle Einkommen über 8000 Mark erhielten einen Steuerzuschlag zu ihrer bisherigen Steuer von 5%.

Die Ledigen mußten eine Extrasteuer bezahlen, dafür, daß sie nicht für Frau und Kinder zu sorgen hatten. Die Gemeindegeldsteuer und die Bürgersteuer wurde eingeführt. Ebenso die Krankenversicherungs-„steuern“ bei Inanspruchnahme von Arzt und Apotheke. Die Regierung versprach dafür, daß sie für eine Senkung der Preise in Deutschland sorgen wolle. Denn es war eine wunderliche Erscheinung gewesen, daß zwar alle wichtigen Rohstoffe z. B. Kaffee, Wolle, Baumwolle, Rohseide, Stahl, Kupfer, Blei, Zink, Zinn, usw. im Weltmarktpreis sehr erheblich gesunken waren — aber im Kleinhandel spürte kein Mensch etwas davon. Ebenso wie man von dem Sinken des Getreidepreises nichts merkte und genau so wenig von dem Rückgang der Preise für das Schlachtvieh! Jetzt versprach die Regierung, sie wolle alles dran setzen, daß die Kleinhandelspreise und die Brot- und Fleischpreise gesenkt würden. Der Sinkende hat damals gleich mit den Achseln gezuckt. „Die Bottschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“ hat er gesagt. Und sein Zweifel hat leider recht behalten! Arg viel hat man von dem Sinken der Preise bis dato nicht gespürt! Man hat in Deutschland trotz alles Elends noch lachen müssen, als vorerst nur das Persil im Preise herunterging. Wenigstens die Sauberkeit sollte den armen Deutschen nicht mehr allzuviel Kopfweh machen. Das war doch wenigstens etwas. Hernach ist auch in den Fleischpreisen ein kleiner Rückgang eingetreten, und da und dort hat es einige Erleichterungen gegeben. Aber im großen ganzen ist es geblieben wie es war. Im Frühling haben sogar die Bäcker in Berlin den Brotpreis wieder hinaufgesetzt.

Der Landwirtschaft hat man auch auf die Beine zu helfen versucht. Zuerst den Landwirten im deutschen Osten. Vor allem in Ostpreußen und Schlesien. Die haben darüber geklagt, daß ihnen die früheren Absatzgebiete durch den Vertrag von Versailles verloren gegangen seien, daß die Frachtpreise viel zu hoch seien, daß die hohen polnischen Zölle ihnen die Ausfuhr nach Polen unmöglich machen, daß sie keine leistungsfähigen Wasserstraßen hätten und nicht zuletzt, daß die Gutsarbeiter alle abwanderten nach dem Westen in die Industrie und sie darum für ihre Bewirtschaftung viel zu hohe Löhne zahlen müßten. Der Ernährungsminister Schiele legte dem Reichstag ein Osthilfegesetz vor, in dem man eine Besiedelung des menschenarmen Ostens unternehmen wollte. Ferner sollten den überschuldeten Gütern Kredithilfen gewährt werden. Reich und Preußen sollten

400 Millionen Bürgschaft dafür übernehmen. Eisenbahnen sollten gebaut werden. Steuern sollen nachgelassen, die Frachten verbilligt werden. Aber die eigentliche Geldhilfe war doch recht mager: 75 Millionen konnte der Finanzminister in Aussicht stellen. Nun — „etwas“ ist besser als „nichts“, hat's schon in der Kinderzeit des Sinkenden geheißt, wenn schmale Bissen auf den Mittagstisch gekommen sind. Und das Reich hat doch wenigstens seinen guten Willen gezeigt. Später hat man auch Pommern und Mecklenburg in die „Osthilfe“ einbezogen und für den Westen eine „Westhilfe“ in Aussicht gestellt. Alles sehr schön, aber woher soll's kommen, wenn die Taschen leer sind?

Aber nun ging's an die Neuwahlen zum Reichstag. Am 14. September haben sie stattgefunden. Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Die Deutschnationalen waren uneinig geworden. Drei Parteien splitteten sich von ihnen ab: die Konervative Volkspartei, die Christlich-nationale Bauern- und Landvolkspartei und der Christlich-soziale Volksdienst! Die alte Deutsche Demokratische Volkspartei machte den Versuch, mit der Deutschen Volkspartei eine Einheitsfront zu bilden und gewann zu diesem Ziel den Führer des Jungdeutschen Ordens, Mahraun: die neue Partei nannte sich „Staatspartei“. Aber es gelang nicht, den Führer der Volkspartei, Scholz, zu dieser Verschmelzung zu gewinnen. Auch der Jungdeutsche Orden sprang wieder ab, so daß die Demokraten einfach als „Staatspartei“ in den Wahlkampf zogen. Schließlich waren insgesamt 25 Parteien auf dem politischen Kampfplatz erschienen. 35 Millionen Wähler gaben ihre Stimmen ab. Die größte Wahlbeteiligung seit der Nationalversammlung 1919. Den größten Erfolg errangen die Radikalen von rechts und links. Die Nationalsozialisten bekamen — weit über ihre kühnsten Erwartungen hinaus — 107 Sitze. Die Kommunisten eroberten 77 Sitze. Der Riesenerfolg der Nationalsozialisten war ein Barometer für die neue Welt, die in Deutschland emporstieg: die nationale Not rief einen nationalen Aufschwung hervor, vor allem bei der Jugend. Für Unzählige, die sich hilflos auf der Eintret der deutschen Schicksale treibend sahen, war der Nationalsozialismus die Arche, zu der sie sich emporretteten. Es ging wirklich ein „Erwachen“ durch Deutschland. Man war des ewigen Duldens und Geduldetwerdens müde. Man sehnte sich nach einer kraftvollen Führung, die es wagen werde, fest aufzutreten, dem immer noch feindlichen Ausland gegenüber die Zähne zu zeigen und zu offen-

baren, wie der römische Dichter sagt: „... sunt certi denique fines!“ Es gibt Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen. Und auch die vielgerühmte Lammsgeduld des deutschen Michel hat einmal ein Ende. Wenn man ihn noch so arg schert — das Fell über die Ohren sich ziehen zu lassen, ist er nicht gewillt. Es blieb freilich vorerst noch dunkel, wie dieser Widerstand sich in der praktischen politischen Tätigkeit auswirken werde — aber man hörte über den ganzen Erdball weg vornehmlich den Aufschrei Deutschlands: „Wir sind es satt, der Spielball der Launen der anderen zu heißen!“ Die Engländer horchten auf und erwarteten eine Tat. Die Franzosen ballten die Fäuste und schrien über die deutschen Fanatiker, die endlich ihre Friedensmaske abgeworfen hätten und ihr wahres Gesicht zeigten. Deutschland sei unbelehrbar und unbefehrbar. Man könne nur ein Mittel ihnen gegenüber anwenden: die brutale Gewalt, die sie drunten halte! Anstatt daß die Franzosen sich ein wenig darüber besonnen hätten, wie arg sie die Dinge auf die Spitze getrieben hatten! Aber es ist immer so: man schilt den anderen den Räuber, wenn man selbst den Saß mit dem gestohlenen Gut auf dem Rücken fortträgt! Oesterreicher Blätter haben ganz richtig geschrieben: „Diese Wahlen sind die SOS-Rufe des Volkes, das sich bis an die Grenze des Möglichen ausgeblutet hat, das beinahe nichts mehr zu verlieren hat!“

Es hat Leute gegeben, die meinten, nun werde irgendeine große Tat geschehen, vielleicht eine Revolution — aber der Führer der Nationalsozialisten, Hitler, erklärte, er denke weder an einen revolutionären Gewaltstreik, noch an einen Krieg, den das ausgepöbelte Deutschland nicht führen könne. Sondern er wolle „den deutschen Menschen geistig revolutionieren“. Dann, wenn einmal seine Partei die Macht im Deutschen Reich habe, „wird der November 1918 seine Sühne finden, und es werden auch Köpfe rollen!“ Vorerst begnügte sich die mächtige Partei, eine Reihe von Anträgen zu stellen, die sang- und klanglos in der Versenkung verschwunden sind. Der Zinsfuß solle auf 5 Prozent ermäßigt werden, die nach dem Ausland geflüchteten Kapitalien müßten unter Androhung von Zuchthausstrafen zurückverlangt werden, das Vermögen der Bank- und Börsenfürsten müsse entschädigungslos enteignet werden! Es war eine Art von Donner, der ein fernes Gewitter anzeigte. Aber das Gewitter blieb noch hinter den Bergen.

Mit Deutschland ging es immer weiter bergab. Die Arbeitslosenzahl wuchs riesig.

Es war wie eine Lawine, die den Berg herunterrollt und schließlich selber ein Berg wird! Damit hing zusammen, daß der Verdienst der Gewerbetreibenden immer geringer wurde. Die vielen armen Leute konnten nichts mehr kaufen. Die schönen Auslagen in den Ladenfenstern waren ein prachtvolles Schauspiel — aber die Menschen, die davor standen, zuckten die Achseln, „wir möchten wohl, aber wir können nicht...“ Die Steuern gingen zurück. Wenn man nichts verkauft, kann man auch keine Steuern zahlen.

Und so ist denn am 1. Dezember eine neue „Notverordnung“ gekommen. Man hat die Beamten wieder herangezogen. Vom 1. Februar wurden ihre Gehälter um 6 Prozent gekürzt. Der Tabak wurde härter besteuert. Dafür hat man die Arbeitslosen von der Bürgersteuer befreit und ihnen das Lösen eines Krankenscheins erlassen. Auch hat man Vermögen unter 20 000 Mark für steuerfrei erklärt. Aber jedermann wußte: es geht in einen fürchterlichen Winter hinein — und auf diese „letzte“ Notverordnung wird eine „allerletzte“ folgen — und dann? „Die aller-aller-letzte“ und so weiter bis ins Unendliche, das heißt: bis entweder der Michel nicht mehr seine Tributmilliarden bezahlt oder der Feindbund ein Einsehen bekommt! Bis dahin war aber noch ein weiter Weg.

Unter den Millionen der Arbeitslosen gährte es unheimlich! Von Rußland her sind allerlei lichtscheue Gesellen gekommen und haben unter den unglücklichen Arbeitermassen der großen Städte gewühlt. „Macht's wie wir in Rußland! Wir haben keine Arbeitslosigkeit!“ Es hat allerlei größere und kleinere Putzche gegeben. Einmal haben die Arbeitslosen in den großen Städten sogar einen „Hungermarsch“ durch die Straßen angetreten, und die Polizei hat mit dem Gummiknüppel dreinschlagen müssen. Dem Hinkenden hat damals das Herz brechen wollen ob all diesem Jammer. Und doch muß er sich fragen: „Was hätten all die Millionen, wenn eine Revolution käme?“ Ein paar Tage lang könnten sie die Läden plündern und ein unendliches Blutvergießen anstellen. Aber dann? Dann käme ein Hunger, gegen den der jetzige nur ein Kinderspiel ist. Aber — wer will verzweifelte Leuten Vernunft predigen?

Am meisten haben die Städte leiden müssen unter der Fürsorge für die „Ausgesteuerten“. Zuerst hat man gemeint, die Bürgersteuer solle helfen — und die Herren von der städtischen Verwaltung haben ver-

gnügt auf den Zug der Steuerzahler gewartet, die alle mit ihren 6 Mark herangekommen sind und ihr Geldlein in die leeren weit aufgesperrten Rachen der Stadtkassen hineingeworfen haben. Es hat keinen Unterschied gegeben: die „feinen Leute“ und die armen Tröpfe haben bezahlt. Und wie vielen mag es sauer gefallen sein! Aber die paar Märklein waren ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Stadt Dresden hat ein Loch von nicht weniger als 16 Millionen in ihrer Kasse gehabt, und die preußischen Städte haben einen Fehlbetrag von annähernd 350 Millionen festgestellt, schon im März! Wie soll diese Last bewältigt werden?

Man hat eine besondere Kommission eingesetzt, die von ihrem Leiter den Namen „Brauns-Kommission“ erhalten hat. Die sollte Mittel und Wege ausfindig machen, wie man der Arbeitslosigkeit wehren könne. Alle möglichen Vorschläge sind gemacht worden. Man solle die Arbeitswoche von 48 auf 40 Stunden herabsetzen, damit mehr Arbeiter beschäftigt werden könnten. Aber die Industriellen haben gesagt, das gehe nicht, weil dann die Kosten des Betriebs erhöht werden müßten. Andere haben gemeint, man solle die Löhne herabsetzen, damit billigere Waren hergestellt werden könnten und dann die Kaufkraft des Volkes wachse. Dann werde auch wieder mehr fabriziert und man könne mehr Arbeiter anstellen. Da haben aber die Arbeiter aufbegehrt. Sie hätten schon so wie so nichts zu lachen mit ihren knappen Löhnen. Davon könne nichts mehr abgezwaht werden. Manche Ratgeber haben gesagt, man solle die Dedländerereien, die noch immer in Deutschland vorhanden sind, fruchtbar machen. Auch den Gedanken hat man erwogen, junge Arbeiter aus der Stadt auf Landgüter zu bringen, sie dort „umzuschulen“ und dann zu Siedlern zu machen, die in den weiten volksarmen Strecken von Ostdeutschland Bauernhöfe errichten sollen. Um das Bett des armen Kranken sind Tausende von Ärzten gesessen, und jeder hat gemeint, er habe die richtige Medizin. Aber keiner hat wirklich helfen können! Wir stehen noch vor einem unübersteiglichen Berg und mühen uns, hinüberzukommen. Noch sieht man nicht einmal den Gipfel, geschweige daß einer schon zu ihm hinaufgekommen wäre.

Der Reichstag hat erst recht nichts gewußt! Er hat überhaupt eine traurige Rolle gespielt. Die radikalen Parteien haben Anträge über Anträge gestellt, ohne daß sie gesagt hätten, woher man das Geld nehmen könne, um ihre Forderungen durchzuführen. Eine Tonart ist allmählich eingerissen in dem

deutschen Reichstag, die mehr nach der Kneipe getochen hat als nach einem Saal, in dem die „Ersten der Nation“ über das Wohl und Wehe ihres Vaterlands beraten. Man hat sich des deutschen Reichstags redlich geschämt. Darum war es nicht verwunderlich, daß der Präsident eine neue Geschäftsordnung vorgeschlagen hat, durch die die ärgsten Auswüchse beschnitten werden sollten. Da hat sich



Die Stadtväter in den deutschen Städten saßen hoffnungslos an ihren Kassen, während männiglich seine sechs Märklein „Bürgersteuer“ hintrug — die Kassen wurden aber nicht voll.

bei den radikalen Parteien ein Zeter- und Mordio-Geschrei erhoben. Man vergewaltigte die Vertreter des Volks, haben sie gesagt. Einen Maulkorb wollten sie sich nicht anlegen lassen. Und wie die neue Geschäftsordnung doch angenommen worden ist, haben die Nationalsozialisten geschlossen den Reichstag verlassen. Sie haben erklärt: „Da tun wir nicht mehr mit!“ Auf ihre Tagegelder haben sie zugunsten der Arbeitslosen verzichtet. Aber der zurückgebliebene Reichstag hat erklärt: „Wer nicht mittut, kriegt auch keine Diäten. Und darum kann der Abwanderer auf die Diäten gar nicht verzichten! Das Geld bleibt einfach in der Kasse!“ Bis dato sind die Nationalsozialisten nicht mehr in den Reichstag zurückgekehrt. Der Hinfende hat ein ganz klein wenig lächeln müssen. Denn er hat an ein berühmtes Wort aus der Revolutionszeit anno 18 sich erinnert, in der

ein deutscher Fürst gesagt haben soll: „Macht euren Dreck alleine!“

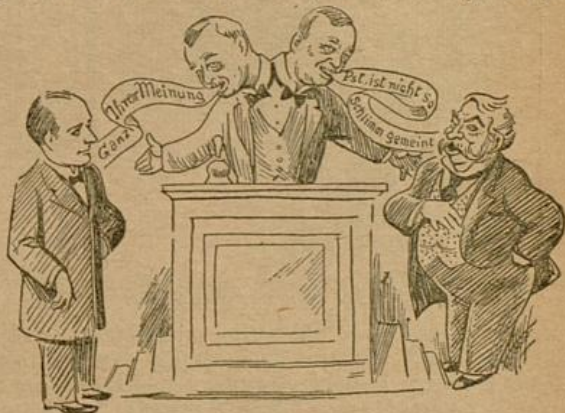
Der Reichstag ist auch nicht mehr lang beieinander geblieben. Im Monat März ist er in die „Ferien“ geschickt worden. Erst im Herbst will man ihn wieder einberufen. Die Regierung hat nun wirklich „alleene gemacht“, was zu machen war. Dreck war's aber keiner, den sie gemacht hat. Sie hat sich redliche Mühe gegeben, den Karren aus dem Dreck, in den er hineingerutscht ist durch die Not der Zeit, wieder herauszuziehen. Aber ob's ihr gelungen ist, das ist eine andere Frage. Die Steuereinnahmen sind noch viel ärger zurückgegangen als im Vorjahr! Schließlich hat man am 1. April mitteilen müssen, daß das Reich 1½ Milliarden zu wenig in seinen Kassen hat. Herrjemine, war das ein Schreck! Als der Hinkende die Nachricht las, hat er sich gleich gesagt: „Aha, da kommt wieder eine Notverordnung!“ Richtig! Am Anfang Juni ist sie gekommen. Diesmal hat die Regierung fest an den Beutel der Leute gegriffen, die noch ein paar Bakzen haben. Vor allem die Beamten haben wieder herhalten müssen. Zu den 6%, die ihnen schon am 1. Februar abgezwaht worden sind, sind noch einmal weitere Abzüge in Staffellungen von 4% bis 8% gekommen. Ferner hat die Regierung gesagt: „Wer Arbeit hat, der muß darüber so glücklich sein, daß er aus seinem Arbeitslohn etwas hergeben muß für die Arbeitslosen.“ Und zwar hat man zweierlei solcher Steuern eingeführt, eine Krisensteuer und eine Krisenlohnsteuer. Die erste war ein bißchen giftiger als die zweite. Aber jeder Beamter hat zu seinem Gehaltsabzug auch noch die Krisenlohnsteuer auf den Buckel nehmen müssen. Die armen Leute sind auch nicht ganz ungeschoren geblieben. An den Arbeitslosenbezügen hat man Abzüge gemacht. Und — was den Hinkenden besonders hart dünkt — man hat den Zucker ärger versteuert! Eines der wichtigsten Nahrungsmittel! Diese „allerletzte“ Notverordnung ist dem Hinkenden vorgekommen wie eine Weinkelter, die man auf die Trester bringt, wenn sie gehörig gewässert worden sind: das letzte Tröpflein Wein muß rausgepreßt werden! Aber was ist zu machen? Helf, das helfen mag! Das Reich muß bestehen und drum braucht's Geld, die Arbeitslosen müssen leben, darum muß man ihnen das Notwendige reichen. Notzeit ist Notzeit. Und da muß jeder bluten, so weh es tun mag. Wenn's nur wirklich „die allerletzte“ Notverordnung ist! Aber der Hinkende macht hinter die feierliche Beteuerung der Regierung, daß sie jetzt zum Alleräußersten ge-

gangen sei, nicht bloß ein Fragezeichen, sondern gleich einen ganzen Haufen dieser krummen Dinger! Nur ist dem Hinkenden vor einem bange: ob das deutsche Volk sich wirklich noch eine solche Verordnung gefallen lassen wird? Schon heut riecht's arg brenzlich! In den großen Städten großt's ärger als je. Was wird werden, wenn nicht irgend eine ganz gründliche Aenderung eintritt? Was wird der Winter bringen? Rußland liegt auf der Lauer. Es meint, sein Weizen fange an zu blühen. Wird der Deutsche wirklich ein solcher Narr sein, auf die russischen Laßtöne hereinzufallen?

Die Regierung hatte freilich, ehe sie zu diesem Gewaltschritt sich entschloß, allerhand anderes versucht. Ein mutiger Schritt war gewagt worden. Der deutsche Außenminister Curtius hatte mit Oesterreich verhandelt über eine Zollvereinigung, die die beiden Länder miteinander schließen wollten. Oesterreich ist ja von dem Meer abgeschnitten. Es ist ein winziges Land und liegt mitten unter lauter Gegnern. Sein Handel muß langsam erstickten, wenn es nicht an eine größere Handelsmacht sich anlehnen kann. Und Deutschland braucht Ausfuhrmöglichkeit für seine Industrie, damit es wieder mehr arbeiten kann und seine Arbeitslosen wieder beschäftigt werden. Da war nun den beiden Nachbarvölkern am besten geholfen, wenn sie „ihr Sach zusammenschmissen“, wie man bei uns im Badener Land sagt. Oesterreich konnte mit Hilfe des deutschen Handels selbst auf einen grünen Zweig kommen, und Deutschland hatte einen Kunden mehr, dem es seine vielen Waren verkaufen konnte. Also sagten der Deutsche Curtius und der Oesterreicher Schöber: „Wir streichen gegenseitig unsere Zölle — und dann machen wir uns Lust und Licht!“ Sie dachten vielleicht auch daran, daß sich dieser Zollvereinigung noch andere Völker anschließen würden, etwa die Ungarn, die Rumänen, die Bulgaren und was noch alles dahinten im Osten sitzt und nach Lust schnappt. Aber mit diesem schönen Plan haben die zwei Vertragsschließenden böß in die Kesseln gegriffen. Der Hinkende hat damals seinen Augen nicht getraut und noch weniger seinen Ohren, als mit einem Mal ein Wutgebrüll in Frankreich anhub, das wie aus einem Tollhaus kam. Als ob wir Deutschen die schlimmsten Verbrecher wären, und die zwei Minister Curtius und Schöber zwei Erzspitzhuben, die an nichts dächten, als den süßen Frieden der Welt zu stören durch ihre geheimen Verschwörungen! Was war eigentlich los? Einmal dies, daß der eitle Franzose Briand empfindlich auf die Hühner-

augen getreten worden war. Der hatte sich doch seinen schönen „Pancuropa“-Plan gemacht und hoffte, mit Hilfe dieses Planes von seinem dankbaren Volk zum Präsidenten der Republik gewählt zu werden. Nun hatten die zwei Vertragsschließenden ihm einen ekligen Strich durch die Rechnung gemacht. So schlau war er, daß er wußte: „Wenn dieser Zollvertrag durchgeht, kann ich mit meinem Pancuropa-Plan mich heimgeigen lassen!“ Das hat ihn getroffen, wie ein Brandpfeil einen Eber im Dickicht trifft. Und das zweite war, daß die Franzosen — mißtrauisch, wie sie nun einmal sind — einen Hasen hinter dem Busch der Zollunion sitzen zu sehen glaubten: es werde nicht bei dieser Handelsvereinigung bleiben, sondern bald darauf werde der völlige Zusammenschluß der beiden Völker kommen. Und davor haben sie einen grimmigen Appell! Nur das nicht! Denn dann ist Deutschland wieder „ein bißzeli“ mächtiger. Das darf nicht sein. Der Michel muß drunten bleiben, der darf nicht aufstehen. Die Deutschen hatten gut sagen, sie wollten doch nur ein Handelsgeschäft machen, weiter nichts. Die Franzosen lärmten wie die Spagen im Kirschbaum: „Glaub's wer will! wir sind nicht so dumm!“ Und ihre getreuen Helfershelfer, der Tscheche Benesch und der Pole Zaleski, bliesen ins französische Horn — und Deutschland mußte der Weltstörenfried sein! Eine Weile hat es geschienen, als ob der Engländer eine andere Haltung einnehmen wolle. Englische Zeitungen haben ganz ruhig und vernünftig geschrieben, daß die zwei Nachbarländer sich gegenseitig aus dem Schlamassel heraushelfen wollten — daran könne doch kein Mensch etwas schlimmes finden? Und der englische Ministerpräsident Macdonald hat sogar den deutschen Reichskanzler Brüning und den deutschen Außenminister Curtius zu einer Besprechung auf sein Landgut Chequers eingeladen! Hei, was sind die Franzosen aufgefahren! Die haben gemeint, jetzt gebe es eine deutsch-englische Verständigung auf ihre, der Franzosen, Kosten. Der Hinkende möchte den Brief, den Herr Briand an seinen Kollegen Henderson in England geschrieben hat, nicht lesen. Der Henderson hat ihn sicherlich nicht hinter den Spiegel gesteckt. Und richtig! Es geschah, was immer geschehen ist, seit Kriegsende: der Engländer hat wieder seine zwei Gesichter gezeigt! Eines hat lieblich den Deutschen zugelächelt — das andere hat den Franzosen schlau und pfiffig zugegrinst: „Habt doch keine Angst, Kinder! Die Sache ist nicht so ernst gemeint!

Man muß doch die Deutschen ein bißchen beruhigen. Sonst werden sie gar zu nervös!“ Und so ist die Einladung von Macdonald verschoben worden. Erst müsse der Völkerbund zusammentreten. Dann wolle man gern sich mit den Deutschen in Chequers unterhalten über die Frage, was dem unseligen Europa not tue! Denn das hat der Franzose klipp und klar verlangt: „Die deutsch-österreichische Zollunion muß vor den Völkerbund!“ Der Hinkende sieht zwar nicht ein, was den Völkerbund das angeht, wenn zwei Nachbarn sich gegenseitig die Waren ohne Zölle liefern wollen. Aber der Franzose ist halt viel geschickter als der Hinkende. Der hat herausgetnobelt, daß die Zollunion die Unabhängigkeit Oesterreichs gefährden könne, und der Völkerbund habe darüber zu wachen,



Der Engländer machte wieder sein doppeltes Gesicht.

daß dem armen Kind Oesterreich von dem bösen Wolf Deutschland kein Schaden geschieht. Dies Kind darf nur vom französischen Wolf gefressen werden! Und so ging's dann an den Völkerbund, der Mitte Mai in Genf zusammengekommen ist! Armes Deutschland! Ganz allein ist der deutsche Außenminister Curtius dagestanden. Kein einziger Mensch hat ihm geholfen. Der Briand hat gebelfert wie eine Horde Spagen. Der Engländer hat geschwiegen oder ein paar unwichtige Redensarten gemacht, nach der Melodie „geb i da e bißel hin — geb i dort e bißel hin“. Der Italiener war gar nicht gut auf die Zollunion zu sprechen. Und was die Herrschaften von der Kleinen Entente, die Polen, Tschechen, Rumänen, Südslawen gemacht haben, kann sich der geneigte Leser denken. Der arme Curtius ist mit seinem Bundesgenossen Schober dagestanden wie ein paar Handwerksburschen, die „zweispännig fechten“, und denen an jedem Haus, an das sie klopfen, die Tür vor der Nase zugeschlagen

wird. Der Hinkende hat die Ruhe und die Geduld des Deutschen bewundert. Er wäre nicht so ruhig geblieben, sondern hätte die Tür von außen zugemacht und die Herrschaften „unter sich“ gelassen. Aber es ist jedenfalls gut, daß der Hinkende nicht Außenminister ist. Es könnte sein, daß er mit diesem „französischen Abschied“ eine kapitale Dummheit gemacht hätte! Er kann's aber bis heute nicht verwinden, daß man es gewagt

fröhlich ein Schnippchen zu schlagen. Das wird er aber bleiben lassen müssen. Die grünen Herrn werden seinen Ruckack nach wie vor untersuchen müssen — ob sie's mit einem Extravergnügen tun, weil sie nicht „abgebaut“ worden sind? . . . Als der Herr Briand von Genj nach Hause kam, haben sie in Paris ihn empfangen wie einen Geldherrn, der von einem gewonnenen Krieg kommt! Er hat freilich kurz vorher eine böse Niederlage ein-



Der deutsche und der österreichische Minister gingen „zweispännig fechten“, aber kamen vor lauter zugeschlagene Türen.

hat, dem Deutschen so abscheulich mitzuspielen. Wie lang noch muß sich das deutsche Anliß gefallen lassen, daß die Fäuste der Groben darauf hineinschlagen? Der Franzose hat freilich nicht das erreicht, was er am liebsten gesehen hätte: daß den beiden Zollfreunden die geplante Zollunion verboten worden ist. So weit haben sich doch die anderen nicht bringen lassen. Aber geschlossen hat sie auch nicht werden dürfen, die Zollunion! Sondern die Sache ist dem Haager Schiedsgerichtshof übertragen worden. Der soll untersuchen, ob die Deutschen und die Oesterreicher gegen irgend einen Paragraphen der europäischen Einigkeit — daß Gott erbarm! — verstoßen haben. Und dann hat erst recht der Völkerbund noch das Recht, den Spruch des Haager Gerichtshofes zu begutten, von vorn und von hinten, und sich zu besinnen, ob er ihn annehmen will oder nicht? Inzwischen aber dürfen die Verhandlungen zwischen Deutschland und Oesterreich nicht weiter gehen. Der Hinkende hatte sich schon gefreut, im Sommer bei seiner Reise ins Tiroler Bergland die berühmten Oesterreicher Rattenschwänze — wie man die Regiejaarren nennt — über die Grenze nehmen zu dürfen und den österreichischen Zollwächtern dabei

straffen und festen Charakterkopf, der weiß, was er will, und der nicht nach anderer Leute Flöte tanzen mag. Dem Hinkenden hat der Mann leid getan. Er hat eben auch erfahren müssen, daß heut wie vor Tausenden von Jahren der Undank der Welt Lohn ist. Ein Herr Doumer ist gewählt worden und wird im Elysée — das ist der Präsidentenpalast — vierspännig aus- und einfahren. Und Herr Briand wird wohl oder übel so und so oft mit abgezogenem Zylinder vor ihm stehen und ihm „untertänigst“ Bericht erstatten über seine neuesten Taten. Zuerst wollte Briand abdanken. Aber dann haben Tausende von Bernünftigen, die wissen, was der Mann versteht und kann, ihn geplagt, er solle doch in seinem Amt als Außenminister bleiben. Und er hat's getan. Hat ihm dies Bitten seiner Getreuen geschmeichelt? Oder ist er wirklich der Meinung, daß das Vaterland ihn nicht entbehren kann? Und hat er um des Vaterlands willen seinen gekränkten Ehrgeiz bezwungen? Dann hat der Hinkende Respekt vor ihm!

Anfana Juni sind der Kanaler Brüning und der Minister Curtius richtig nach Chiquers hinübergefahren. Höflich sind die Engländer, und sie wissen, was sich gehört, wenn

man jemand zu Gaste bittet. So sind denn die Zwei, die nur ganz wenig Begleitung mitgenommen haben, sehr freundlich aufgenommen worden, haben auch bei dem englischen König eine Tasse Tee getrunken — kurzum, von den „Feinden“ der Jahre 1914 bis 1918 hat man nichts mehr gehört und gesehen. Das Wort von den „Hunnen“, mit dem die Engländer damals die Deutschen „gehört“ haben, ist vergessen gewesen. Was nun die englischen und die deutschen Staatsmänner miteinander verhandelt haben, ist den Leuten von der Presse nicht verraten worden. Sie haben vor verriegelten Türen stehen müssen, und so sehr sie die Ohren gespitzt haben, sie haben kein Sterbenswörtlein gehört. Recht so! Man muß nicht alles an die große Glocke hängen. Der Franzose hat doch recht scheel dazu gesehen, so sehr ihm die Engländer vorher gesagt haben, es geschehe sicherlich nichts ohne ihn und noch weniger gegen ihn! Jedenfalls war dem Hinkenden merkwürdig, daß Herr Briand gleich darauf eine giftige Rede gegen die Deutschen gehalten hat, in der er sagte, Frankreich falle es gar nicht ein, den Young-Vertrag zu revidieren, die Deutschen sollten sich von vornherein auf den schärfsten Widerstand Frankreichs gefaßt machen, wenn sie mit einer Bitte um Schuldennachlaß oder Schuldenausschub kämen. Und er hat sogar eine Anklageschrift an den Völkerbund losgelassen mit einem alten Trick, den die Franzosen immer gebrauchen, wenn sie wütig auf Deutschland sind: er hat Deutschland vorgeworfen, es habe die Bestimmungen seiner Abrüstungsverträge nicht alle erfüllt. Das sollte heißen: „Michel, wenn du übermütig wirst, habe ich immer noch die Hundepeitsche, die dich in das Ecklein jagt, in das die unartigen Kinder gehören!“ Und das sollte außerdem noch besagen: „Komm mir nicht mit Abrüstungsverlangen, Michel! Da bin ich nicht zu sprechen!“ Jedenfalls weiß Deutschland, wie es von heut ab mit dem Friedensengel Briand dran ist. Es ist dem Hinkenden unbegreiflich, daß man in Frankreich die abgrundtiefe Not Deutschlands sehen kann, die Verzweiflungsschreie dieser Millionen von Darbenden und Hungernden hören kann und so tun, als ob in Deutschland die Geldsäcke ständen wie die Kornsäcke nach der Ernte. Ist diese französische Regierung von Blindheit geschlagen oder . . .? Dem Hinkenden ist es, als sähe er den Franzosen auf seinem Gaul sitzen, wie einen Obersten seiner Fremdenlegion. Wenn von den armen Sklaven drüben in Nordafrika einer bei der glühenden Hitze nicht mehr weiter kann, schlägt ihn der Offizier mit der Reitpeitsche oder mit dem Säbel

über den Kopf und schreit: „Marschier, Hund, oder verreck!“ So schreit's von drüben am Seineufer, von dem Palast des Außenministers, nach dem halb zu Boden gesunkenen Deutschland: „Zahl oder verreck!“ Das Wort „Mitleid“ gibt's in dem Wörterbuch dieser Leute nicht. Und das will die Nation sein, die für „die Menschlichkeit“ gegen die „Barbarie“ in den Krieg gezogen ist. Es tut dem Hinkenden bitter weh, daß er das schreiben



Der Franzose sitzt auf seinem Gaul wie der Oberst der Fremdenlegionäre und schreit dem umfallenden Michel zu: „Zahl oder verreck!“

muß. Denn er ist von jeher der Meinung gewesen, daß zwei so tüchtige und kluge Völker wie Deutschland und Frankreich gute Nachbarn sein sollten und endlich die Streittagt begraben müßten, nach jahrhundertelangen Kriegswirren. Aber was hilft alles Versuchen, eine Verständigung zustandezubringen, wenn immer und überall, wo Deutschland ein wenig Atem holen will, die französische Außenpolitik ihm den Mund aufnebelt? Der Hinkende verzweifelt an der Hoffnung, daß je ein Tag anbreche, an dem die Vernunft wieder anfängt, in der Weltgeschichte zu regieren, statt der Leidenschaft und der Gewalttätigkeit!

Was werden wird? Eins ist sicher: Deutschland ist am Ende seiner Kraft. Und wo nichts mehr ist, hat auch der gewalttätigste Franzosenminister das Recht verloren. Drum müssen Verhandlungen kommen über den schönen Young-Plan, den einst die Feinde so wacker ausgeklügelt hatten, und der einfach nicht durchzuführen ist. Hat die Kuh keine Milch mehr, wird auch der geschickteste Stallschweizer, den der Franzose anstellt, nicht mehr melken können.

Ganz fest sitzt aber auch der Franzose

nicht mehr im Sattel! Er hatte es prächtig fertig gebracht, die ganze Welt gegen Deutschland in einen einzigen eisernen Ring zusammenzuschmieden. Aber der Ring ist an einer Stelle rostig geworden, und rostige Stellen brechen leicht durch. Die Stelle heißt: Italien. Seit Mussolini in Italien Ordnung geschaffen hat, ist den Italienern der Mut mächtig gewachsen. Sie denken der alten Weltgloria der Römer, deren Nachkommen zu sein sie sich rühmen, und meinen, der römische Adler könne wieder wie einst einen Flug über die ganze Welt tun. Drum mögen sie nicht unter den gallischen Hahn hinunter, wenn der auch noch so hell in den Morgen hineinkräht. Und tut, als sei er der „Weltvogel“! Und so hat's allerlei böse Streitereien gegeben wegen der Flottenabrüstung. Dieses Wörtlein gehört auch zu den großen Schwindelworten, mit denen die Völkerverwelt an der Nase herumgeführt wird. „Abrüstung“ sagen die Seemächte und — Aufrüstung heißt's in Wahrheit. Drum wollten die Franzosen immer eine stärkere Flotte haben als die Italiener, damit sie „die Grenzen ihres Landes schützen und die Verbindung mit ihren Kolonien in Afrika aufrechterhalten könnten“, wie sie sagten. Aber die Italiener riefen: „Seht doch unser langgestrecktes Land an! Wie sollen wir unsere Küsten schützen, wenn wir eine kleine Flotte haben?“ Als die zwei Nebenbuhler, denen es im Grund genommen um nichts anderes geht, als um die Herrschaft im Mittelmeer, gar nicht übereinkommen konnten, hat sich der Engländer expresse aufgemacht, ist zuerst nach Paris und dann nach Rom gefahren und hat die roten Köpfe etwas zu duschen versucht. Einen Augenblick haben sie getan, als ob sie wieder gut Freund werden wollten. Aber es hat nicht lang gehalten — und der Zores ist von neuem losgebrochen. Heute sind sie wie Hund und Katz, und was aus der Flottenabrüstung wird, kann niemand sagen. Dem Engländer ist schwül genug unter dem Hut.

Auch die Freundschaft zwischen Frankreich und England ist nur noch so so, Ia Ia. Sie brauchen einander, die zwei. Frankreich soll England helfen bei der Flottenabrüstung, und England soll auf die Seite Frankreichs treten, wenn es sich um die Landabrüstung handelt. So oft der Engländer Miene macht, eine Extratour zu tanzen, winkt der Franzose mit seinen großen Kanonen, die er in Calais hat aufstellen lassen! Das heißt: „Bleibst du m'r nicht treu, — so schießen meine Langrohre deine ganze Butif in Scherben!“ Jetzt ist's nicht mehr wie im Weltkrieg, wo die Deutschen nicht über den Kanal haben kommen können. Für den Franzosen wird's ein Nasen-

wasser sein, dem Engländer die Hölle gründlich einzuheizen. Drum muß der Engländer bei der Stange bleiben, ob er will oder nicht! Das kommt ihm sauer an, dem stolzen John Bull, der gewohnt war, in der Welt den Ton anzugeben, nach dem musiziert werden soll. Warum hat einstens Lloyd George die Franzosen so mächtig werden lassen? Der Hintende denkt, der kratzt sich schon lang bedenklich hinter den Ohren! Aber — eine Freundschaft sieht anders aus als dieses „Muß-Bündnis“! Und wie lang es noch „hebt“, steht dahin.

Ja, wenn Amerika nicht wäre! Aber das hat den Weltgeldbeutel. Alle europäischen Völker sind ihm verschuldet. Auch die Franzosen müssen ganz erklecklich zahlen. Und deshalb drücken sie dem Michel auf den Beutel. Wenn sich einer weißbluten soll, ist es halt der Michel. Die Franzosen sind nicht dafür zu haben, daß ihr gutes Geld nach Amerika fährt. Sie heben es lieber in ihren Schatzkammern in Paris auf. Dort liegt so viel Gold, daß man den ganzen europäischen Handel damit wieder in Gang setzen könnte, wenn besagtes Gold rollen würde. Fällt dem Franzosen nicht ein. Er sitzt breit und behaglich auf seinen Goldsäcken und denkt: „Geld regiert die Welt!“

Die Engländer sind übrigens überaus geschickte Leute. Der Hintende sieht ihre Politiker alleweil mit stillem Neid an ihrem Werk. Wahre Teufelskerle von politischer Kunst sind sie. Sie haben es fertig gebracht, mit dem rebellischen Indien wieder auf guten Fuß zu kommen. Ein Kunststück, das ihnen nicht so schnell einer nachmachen wird. Der geneigte Leser weiß, daß die Inder eine völlige Unabhängigkeit von England anstreben, und daß ihr Führer, der Mahatma Gandhi, von den Engländern eingesperrt worden war, als er einen Marsch mit Hunderttausenden an die Meeresküste machte, damit dort das Salz aus dem Meerwasser gewonnen werde, während bisher die Engländer das Salzmonopol gehabt hatten, durch das sie aus Indien viele Millionen von Mark herauspreßten. Als die „allindische Bewegung“ noch drohender wurde und die Gewehre anfangen loszugehen, packten die Engländer zuerst fest zu. Sie verhafteten die hervorragenden Führer. Es sollen Ende 30 ungefähr sechzigtausend Personen im Gefängnis gesessen sein. Aber zu gleicher Zeit arbeiteten sie an einer Verfassung für Indien. Ein „Simon-Ausschuß“ brachte ein dickes Buch zum Vorschein, in dem die Linien einer künftigen Verwaltung Indiens gezeichnet wurden. Danach sollen in allen Provinzen Parlamente eingerichtet werden, in denen indische Abgeordnete sitzen werden, und diese Parla-

mente sollen den Gouverneuren der Provinzen zur Seite stehen. Ueber diesen Parlamenten der Provinzen soll ein Zentralparlament stehen, das in Delhi tagen und dem Generalgouverneur unterstellt sein soll. All das war den Indern noch nicht genug. Sie wollten behandelt sein, wie die anderen „Dominions“ Englands, also wie Kanada, Australien usw., die selbständige Staaten in dem großen englischen Reichsbund sind. Nun berief Macdonald, der englische Ministerpräsident, eine Versammlung von indischen Abgeordneten nach London, die sich dort „um den runden Tisch“ setzten. Es saßen neben den indischen Fürsten sogar zwei Parias, Vertreter der Kastenlosen, mit denen der Inder in der Heimat jegliche Berührung meidet. Die Verhandlungen waren sehr schwierig. Denn die Inder sind untereinander nicht einig. Neben den etwa 300 Millionen Hindus stehen 67 Millionen Mohammedaner — eine sehr große Minderheit. Neben den Stämmen stehen die etwa 600 Fürsten, die auf ihre Regierungsgewalt sehr eifersüchtig sind und vor nichts mehr Angst haben, als vor einer Revolution, weil sie dann befürchten, ihre Machtstellung zu verlieren. Und unter den Hindus gibt es Kommunisten, die eine Art von Sowjetstaat nach russischem Muster einrichten möchten. Ein schönes Durcheinander! Da hat denn der Engländer sehr geschickt die einzelnen Gruppen gegeneinander auszuspielen verstanden, und schließlich ist richtig eine Einigung zustande gekommen. Die Inder werden ihre Provinzparlamente bekommen, und darin sollen sie vorerst einmal alle ihre Wünsche aussprechen. Sie dürfen ihr Salz aus dem Meer gewinnen. Sie haben versprochen, wieder englische Waren zu kaufen! Man hat ihnen allerlei vorsichtig ausgedrückte Versprechungen gemacht für den zukünftigen Weiterausbau ihrer Verfassung. Das Wort „Dominion“ hat man klüglich weggelassen. Gandhi ist freigelassen worden und hat einen Triumphzug ohne gleichen durch Indien angetreten. Kurzum — England hat auf der ganzen Linie durch seine vorsichtige und nachgiebige Haltung gesiegt. Aber die Inder selber sind nicht einig geworden. Zwischen Mohammedanern und Hindus gehen blutige Kämpfe, und Gandhi hat ihnen gedroht, er werde sich zu Tode fasten, wenn sie nicht ihr Kriegsbeil endlich begraben würden. Wie wird's werden, wenn der „Allindische Kongress“ zusammentritt und all die Gegensätze aufeinander

plätzen? Armes Volk! — In einem anderen Volk ist die Revolution wirklich gekommen: in Spanien. Dort hat's ja schon lang „gejuppert“. Der König hat auf einem sehr wackeligen Thron gesessen. Und als im Frühjahr 1931 die Gemeindevahlen im Land abgehalten wurden, haben die Republikaner einen unerwarteten Erfolg gehabt. 80% der Wähler haben abgestimmt — doppelt so viele als bei früheren Wahlen! — ein Zeichen dafür, welche Fieberhitze im Volk



Der Inder meint, er habe dem britischen Löwen die Krallen abgeschritten — indes geht der „Befreiter“ Gandhi mit dem englischen Bizekönig getrocknet spazieren

herrschte. Der Führer der Republikaner erklärte, dem König bleibe nichts anderes übrig als zu gehen. Und der König war klug genug, diesem Rat zu folgen. So gab es gar kein Blutvergießen. Der König erklärte zwar, er verzichte auf keines seiner Rechte — er dachte, man kann nicht wissen, wie lang die republikanische Herrlichkeit hält, und dann werde man ihn am Ende wieder holen — aber außer Landes ist er doch gefahren. In England hat er sich schon im Jahre zuvor einen großen Landsitz gekauft, und Geld hat er in großen Massen. Man spricht von 35 Millionen. So ist er denn in elegantem Zivil am Strand von Nizza spazieren gegangen und hat gedacht: „Ihr Spanier seht zu, wie weit ihr kommt. Mir tut's wohl, einmal fern von Madrid' mich meines Daseins zu freuen!“ So ganz ruhig ist's aber in Spanien nicht geblieben. Erst sind die Catalonier gekommen und haben gesagt, sie wollen einen Staat für sich gründen, nur mit Mühe hat man sie davon abgehalten, den „eigenen Laden aufzutun“. Und dann ist ein wüster Sturm gegen die Kirche losgebrochen, die man beschuldigt hat, ungeheuerer Reichtümer aufgesammelt zu haben, während das Volk in elender Armut

geblieben sei. Alte herrliche Kirchen sind verbrannt worden. Klöster hat man gestürmt. Der Kommunismus hat sein Haupt erhoben, und die Russen haben ihre Sendlinge hingeschickt, um den Spaniern zu helfen, wenn sie einen Sowjetstaat einrichten wollten. Es geht noch immer recht drunter und drüber in dem schönen Land. Aber so weit man sehen kann, wird die junge Republik sich auf feste Beine stellen können.



Der spanische König ging seelenvergnügt am Strand von Nizza spazieren, während seine Untertanen Kirchen und Klöster in Ache legten.

Die Russen arbeiten mit großem Eifer an ihrem Fünfjahresplan. Dieser Plan will das riesige Reich ganz unabhängig von den übrigen Völkern machen. Alles, was zum Leben notwendig ist, soll im Land selbst hergestellt werden. Und das ist durchaus möglich. Denn sie haben alle Rohstoffe, die man zum Herstellen der verschiedensten Waren braucht, Metalle, Kohlen, Öl, Petroleum, Holz, Pelzwerk! Es fehlt vorerst nur noch an den nötigen Fabriken und Maschinen. Und sie sind mit Fieberhitze dran, die zu bauen. Sind sie damit fertig, dann können sie auf jede Einfuhr von seiten der übrigen Länder verzichten. Sie selbst aber können ihre Waren ausführen zu einem so billigen Preis, daß kein Land mehr mit ihnen den Wettbewerb aushalten kann. Denn sie zahlen die lächerlichsten Löhne, die man sich denken kann. Der Arbeiter muß mit einem ganz geringen Lebensunterhalt zufrieden sein, und bei der großen Bedürfnislosigkeit des Russen ist ihnen das möglich. Die russischen Regierenden denken sich dann ihren Staat wie einen ungeheueren Staubsauger, der aus der ganzen Welt alles Geld nach ihrem russischen Reich hinein'augt, bis die Welt völlig ausgebeutet ist und sich wohl oder übel dazu entschließt, den kommunistischen Staat einzuführen. Dann wird die

ganze Völkerwelt ein einziges Sowjet-Reich sein — und das Paradies auf Erden wird da sein. „Rußland hungert sich groß!“ hat ein kluger Mann gesagt, der Rußland bereift hat, und die Zustände kennen gelernt hat, die dort herrschen. Ein Pröbchen von diesem Großhungern hat Deutschland schon zu schmecken bekommen: die Russen haben riesige Holz-mengen auf den deutschen Holzmarkt geworfen, so billig, daß der deutsche Holzhandel am Unergehen ist. Das können sie deshalb, weil sie Tausende und Abertausende von „Kulaken“ — das sind die ehemaligen Großbauern — und „Republik-gegner“, darunter natürlich viele Priester und ehemalige „Bourgeois“ — das sind die Angehörigen des früheren Mittelstandes — in die Wälder geschickt haben. Die müssen dort einfach Sträflingsarbeit tun. Die Bäume werden mitten im Winter bei einer Kälte von über 30 Grad gefällt. Ernährung für die unseligen „Arbeiter“ gibt's nur soviel, daß sie nicht auf der Stelle Hungers sterben. Zu Tausenden gehen sie zugrund an Fieber, Sicht, Hunger! Was liegt dran? Rußland hat soviele Menschen, daß es auf ein paar Hunderttausend nicht ankommt. Wenn nur die Sowjetmacht wächst! Deutschland ist immer noch mit Rußland „bestreundet“. Es hat sogar eine Anzahl von Großindustriellen nach Rußland gesandt, die für etwa 500 Millionen Aufträge von Maschinen heimgebracht haben. Deutschland wird die Maschinen liefern, mit denen Rußland seinen Fünfjahresplan durchführen wird! Auch die Engländer drängen sich herbei. Sie wollen auch Maschinen bauen für die Russen. Heut schwillt ihnen der Beutel von den Rubeln — aber morgen? Danach wird nicht gefragt! O Weltparadies!

Die russischen Kommunisten haben ihre Sendlinge in die ganze Welt geschickt, damit die dort die Weltrevolution vorbereiten. Vor allem in China haben sie große Erfolge erzielt. Dieses größte und zugleich unglücklichste Land der Welt kommt nicht zur Ruhe. Die Generale liegen einander unaufhörlich in den Haaren, und die kommunistischen Armeen — „Banden“ kann man sie nicht mehr nennen — plündern und brandschagen die Dörfer, deren Bewohner sie erbarmungslos niedermetzeln. Und dabei ist dies Volk ein so hochbegabtes und fleißiges Volk. Was könnte dies Volk erreichen, wenn es endlich zu einem Volk würde!

So ist die ganze Welt der Sorge und Unruhe voll. Beinahe dünkt's den Hinkenden, als ob die Erde selbst es satt habe, von diesen Menschen bewohnt zu werden, die einander das Leben sauer machen nach Kräften. Sie zücht und zütert unaufhörlich. Erdbeben kamen in Neuseeland, auf dem Balkan, in Nicaragua — zum Teil fürchterlicher Art. Die Städte stürzten ein wie Kartenhäuser! Welch eine Ansammlung von Menschenleid steckt hinter all dem! Und wir Deutschen haben Grubenunglücke über Grubenunglücke gehabt, vor allem in der Nähe von Aachen, und während der Hinkende dies schreibt, in Neurode in Schlesien. Am liebsten legte der Hinkende die Feder weg, wenn er an die armen Frauen denkt, die an den Zecheneingängen stehen mit bleichen Gesichtern und zusammengekrampften Händen: „Ist mein Mann noch am Leben?“ Ein eigenartiges Unglück hat die deutsche Kunst getroffen. Im Juni ist der Glaspalast in München, in dem Tausende von deutschen Künstlern ihre Bilder ausstellen, völlig abgebrannt. Die unglücklichen Künstler! Sie haben ohnehin nichts zu lachen in diesen schweren Zeiten, in denen niemand mehr ein Bild kaufen mag. Und nun ist ihnen der Ertrag ihres Fleißes und ihrer Arbeit jählings zerstört. Unerseßlich sind die Verluste von ganz hervorragenden Kunstwerken aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Herrliche Bilder von Moriz v. Schwind, der auch einmal in Karlsruhe gewohnt hat, sind dahin!

Von einem berühmten Toten des Jahres muß der Hinkende noch etwas sagen. Im Januar ist der französische Marschall Joffre gestorben. Es war ein ganz hervorragender Heerführer. Sein Rückzug im Jahre 14 war ein Meisterstück. Man hat ihn damals mit Recht den Retter Frankreichs genannt. Ohne die Marne Schlacht wäre der Krieg anders ausgegangen. So hat auch Deutschland mit „Gewehr bei Fuß gestanden“, als der Marschall in Paris begraben ward.

Ein paar freundlichere Blicke möchte der Hinkende doch noch zum Schluß seinen Lesern lassen. Da ist eine kühne Tat, die Ende Mai von einem tapferen Forscher unternommen und glücklich zu Ende geführt worden ist: der belgische Professor Piccard hat es fertig gebracht, mit einem von ihm gebauten Ballon in die Höhe von 16 000 Meter über die Erde hinaufzusteigen, in die sogenannte Stratosphäre, um die klimatischen Verhältnisse in dieser Höhe zu studieren. So weit hinauf ist noch nie ein Mensch gekommen. Mit dem Herunterkommen hat's erst nicht ganz klappen wollen, und man hat schon gefürchtet, der unerprobene Flieger sei verloren! Da ist er

doch nach einem langen, in des Wortes wörtlichster Bedeutung „atemraubenden“ Aufenthalt in diesen schwindelnden Höhen wieder auf die Erde herabgekommen. Auf dem Gurgler Ferner in den Dehtaler Alpen ist er gelandet, umbraust von dem Jubel von ganz Europa. Der Hinkende zieht den Hut ab vor dem Mann!



Der russische Staubsauger soll alle Kapitalien der ganzen Welt nach und nach aufsaugen.

Und dann ein Prachtstück, das Deutschland geleistet hat: der vielumstrittene Panzerkreuzer „Deutschland“ hat im Mai seinen Stapellauf in Kiel gehalten. Er ist ganz nach den Vorschriften des Versailler Vertrags gebaut, darf „nur“ 181 Meter lang und 20 Meter breit sein. Aber die Bewaffnung, die er trägt, ist jedem anderen geschützten Kreuzer der Welt überlegen, und seine Geschwindigkeit übertrifft jedes Linienschiff der anderen Völker. Ein neuer Abschnitt des Kriegsschiffsbaus ist angebrochen. Ein Triumph deutschen Erfindergeistes.

Darauf setzt der Hinkende trotz all des Sammers der Gegenwart seine Hoffnung: der deutsche Geist ist nicht unterzukriegen! Er wird sich auch durch das Dornengestrüpp der großen Zeitennot ins Freie kämpfen. Darum soll das tapferere Wort des Engländer Carlisle, der ein begeisterter Deutschenfreund gewesen ist, das Lösungswort der Deutschen bleiben, mit dem wir in die dunkel vergangene Zukunft hineingehen: Arbeiten und nicht verzweifeln!